

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 38.

Dienstag, den 24. Februar.

1914

1

Syldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Skjoldborg.

Als sie die Kiste abrüden, finden sie eine Menge Tabak. „Gott verdamme mich!“ sagt Nis. „Es sind Matten, die unsere Tabak stehlen!“

Und alle stehen plötzlich ganz still und nachdenklich da.

Da erscheint Per Holt laut polternd in der Tür. Er ist betrunken; er hat drüben bei den Häuslern getrunken, bei denen er wohnen soll, wenn er sich nun mit Sophie verheiratet.

Er schwankt durch die Kammer, als wollte er durch alles hindurchbrechen, und er stößt mit dem Fuß nach dem Stuhl, daß er in den Winkel fliegt. Er zieht die Hosen in die Höhe und bewegt die Arme, als müsse er irgend etwas zu packen haben. In Ermangelung von etwas anderem ergreift er zwei Knechte, die in seiner Nähe stehen, und stößt sie aneinander, daß es kracht. „Küßt Euch, Ihr beiden.“

Doch der eine sagt: „Au, zum Teufel!“ und faßt sich an die Nase. „Du Satan, Du!“

„Was bist Du für 'n Bursch!“ Per stößt den Betroffenen kopfüber ins Bett hinein. „Zum Henker noch mal!“

Die vielen jungen Augen blicken auf Per Holt, wie er basteht mit halboffenen, feuchtroten, fleischigen Lippen und dem dreisten Blick unter den zusammengewachsenen schwarzen Brauen.

„Laßt uns was zu trinken kriegen!“ sagt er. Und in seinen Augen blüht das Bewußtsein auf, daß er der Mittelpunkt des Ganzen ist.

Die vielen jungen Augen blicken sich gegenseitig an. Sie haben alle denselben Gedanken.

Jemand geht hinüber zu Bomholt. Einstmals war er herrschaftlicher Kutscher. Jetzt sagt er Holz und verrichtet allerhand kleine Pantierungen auf dem Gute. Bomholt geht mindestens sechzehnmal täglich zum Höter, was für ihn ebenso viele Gläser Schnaps bedeutet, die der Höter ihm zukommen läßt.

„Jetzt will ich Euch was erzählen,“ sagt Nis und tritt vor, in dem Bestreben, sich neben Per geltend zu machen. „Stine Kold hat sich mit Bomholt eingelassen!“

Viele Stimmen auf einmal: „Mit Bomholt! . . . Mit dem alten Kutscher! . . . Stine!“

„Ist das zu glauben — wie!“

„Das ist sicher nicht wahr. Unsereiner darf sie ja kaum mit der Spitze des kleinen Fingers anrühren.“

„Habt Ihr denn nicht bemerkt, wie oft sie in den Torweg hinüberläuft zu ihm?“

„Zawohl. Dorthin wird man sie wohl von der Küche ausschicken.“

„Das glaubte ich auch bis heute abend. Aber da kriegte ich was anderes zu sehen.“

Viele: „Sahst Du es!“

„Mit diesen beiden hier.“ Nis deutet feierlich auf seine beiden Augen, wie zum Schworn.

„Dann ist es wahr!“

„Zum Teufel auch.“

Sie freuen sich.

„Aber warum, zum Henker, tut sie denn immer so zimperlich gegen uns?“ fragt Hans.

„Darf ich fragen,“ — Nis blickt sehr tiefsinnig drein — „Darf ich fragen, kannst Du alles begreifen?“

„Ne, aber . . . um denn so 'n alter Kerl . . .“

Die Flasche macht die Runde, und Per erzählt, wieviel Branntwein sie im Laufe von drei Stunden bei den Wätern getrunken haben.

Zimmer schneller geht die Flasche von Hand zu Hand.

Die erste.

Die meisten verhalten sich anfangs ruhig.

Doch bei der zweiten Flasche fangen sie an, mit den Armen um sich zu schlagen.

Da erhebt sich Per, die Milche sieht ihm hinten im Nacken: „Wie lange willst Du noch an der Harmonika herumbasteln? . . . Musif, zum Henker!“

Nis gibt der Milche einen Stoß, damit sie genau so sieht wie Per's Milche.

„Zawohl, Musif!“ brüllt er, als wolle er Per übertrumpfen.

Die anderen wiederholen das Wort, ziehen die Hosen stramm und spucken bedächtigt aus.

Und alle Mützen sitzen im Nacken wie die Per's und Nis'.

Zens Trost spielt, Hans trommelt an der Tür, und die übrigen stoßen allerhand unartifizierte Laute aus und blicken sich mit großen, knabenhaften Augen an.

Per Holt ergreift die Handharmonika. Er spielt so gewaltig, daß der Balg hin und her geht und das Instrument pumpt und stöhnt, wie ein alter, engbrüstiger Gaul, der zum Galloppieren gepeitscht wird.

Dann wirft er sie beiseite.

Anfangs schaut Zens mitvergnügt drein. Als aber Per flucht, daß er nicht einen alten Stummel Kantabak für das ganze Ding geben will, wird Zens auch aufgeräumt und wirft die Harmonika in einen Winkel, worauf sie unter wildem Geheul so lange der Reihe nach von allen Holzschuhspitzen maltraktiert wird, bis sie vollständig aus den Fugen ist.

Sie trinken weiter.

Tiefer und tiefer röten sich die Gesichter und immer heißer wird ihnen.

Krän hat still dageessen wie in tiefe Gedanken versunken. Nun erhebt er sich plötzlich, als wäre ihm etwas eingefallen. Er haut auf den Tisch und stößt einen fürchterlichen Eid aus, den er sich ausgedacht hat, als wolle er zeigen, daß er auch etwas könne.

Sie schauen sich um, als suchten sie irgend etwas zum Entzweischlagen. Doch hier in der armeligen Knechtstammer ist ja fast nichts zu kriegen, und die Fenster sitzen hoch oben in der Mauer, wie Stallfenster zu sitzen pflegen.

Einer von ihnen beginnt: „Der Verwalter, der . . .“

„Der Verwalter ist ein Saufkerl!“

„Ein richtiger Sklavenhalter!“

„Der Flegel!“

Plötzlich erhebt sich Nis: „Sollen wir hinaufgehen und ihm guten Abend sagen!“

Aller Augen blickten.

„Sind wir nicht erwachsene Menschen?“

Wie sie fluchen können.

Kräns Zunge liegt ihm dick im Munde, doch bringt er so viel heraus, daß er gerne sehen möchte, wie solch ein Bursch von innen aussieht und daß sein Messer gut geschliffen ist.

„Sind wir einig?“

„Ich hab mit ihm zu reden wegen einer Ohrfeige!“

„Bei mir hat er auch noch was zugute!“

„Ja, laßt uns hinaufgehen und den Burschen begrüßen!“

„Bist Du auch dabei, Per?“

„Ich bin dabei und halte mit!“

Zur Bekräftigung des Entschlusses haut Nis mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Ich will, hol's der Satan, seine Eingeweide sehen vor dem Schlafengehen!“

Dann schwanken sie hinaus auf den Hof, wo der kalte Wind ihnen um die heißen Köpfe streicht.

Drei erleuchtete Fenster im ersten Stock sind die Wohnung des Verwalters, zu der extra eine Treppe von außen hinaufführt.

Unten am Treppensuß halten sie inne. Die schwarzen Gestalten murmeln lange und bleiben stehen.

Rause.

Dann plötzlich, auf einmal, tönt durch die Stille der Nacht ein Rufen und Schreien zu den Fenstern hinauf, keine Worte, nur Laute.

Etliche Hände heben sich beschwichtigend, und es wird wieder still.

Und sie murmeln weiter.

Krän laßt wieder mit schwerer Zunge, wie herrlich scharf sein Messer sei.

Vorsichtig steigen sie die Treppenstufen hinan.

Per Holt und Nis sind die ersten, andere halten sich mehr zurück.

Nis kehrt sich um, winkt, indem er sich am Treppengeländer festhält, und zischt einige Worte hervor.

Da wird die Tür aufgerissen und in der Dämmerung scheint der Verwalter: „Was zum Teufel hat dies zu bedeuten!“

Seine Augen sind noch geblendet vom Licht, und er vermag nichts zu unterscheiden.

Doch hört man den Laut eisiger Fußtritte, die im Dunkel des Hofes verschwinden.

Und Per Holt, der einzige, der noch zurückgeblieben ist, kann auch nicht gesehen werden, denn er steht ganz still im Schatten der Treppenwindung.

„Ist jemand da?“ donnert der Verwalter. Ein Weibchen steht er horchend da, und die dunklen Umrisse seines schweren Körpers heben sich scharf ab von dem durch die Hurlampe hell erleuchteten Hintergrund.

Dann schlägt er donnernd die Tür ins Schloß.

Per Holt schwanzt an der Mauer des Gebäudes entlang, wobei er auf einen Menschen stößt. Ohne sich darum zu kümmern, wer es ist, schlägt er nach ihm, daß er taumelnd zu Boden fällt.

„Was für'n Schneider bist Du denn, zum Teufel!“ sagt er und steuert der Tür zu, die zur Schlafkammer der Milchmädchen führt.

So endete dieses Blutbad.

(Fortf. folgt.)

Kölner Karneval.

Der närrische Prinz von Köln hat draußen einen weit besseren Ruf, als er verdient. Aus dem flotten, witzsprühenden Burlesken vergangener Tage ist ein verlebter, geiler Roué geworden, der mit allerlei Kurven die Gebreite des Leibes alljährlich für einige Wochen bannet. Aber auch seine intimsten Freunde werden unzufrieden mit ihm, und sie konsultieren die tüchtigsten Ärzte nach dem Mittel, das den alternden Prinzen verjüngen könnte.

Der Kölner Karneval ist krank. Darüber täuscht der bunte Flitter und der tolle Lärm, der noch immer von Neujahr bis Fastnacht durch die alte Rheinstadt tanzt, nicht mehr hinweg. Es gab einmal eine Zeit, wo in diesen närrischen Wochen echter rheinischer Frohsinn, ausgesprochen in Monden fleißiger Arbeit und geruhiger Lebensführung, die Zügel schloßen ließ. Das war einst, als Köln eine Mittelstadt mit kleinbürgerlichen Sitten war. Längst aber hat der Kapitalismus in diese friedliche Idylle seine nervenzerreibenden Fronhäuser auf der einen, seine kräfteverwüstenenden Vergnügungspaläste auf der anderen Seite gebaut. In den Großstädten der kapitalistischen Zeit, wo die Bar, das Kabarett und das Kino die Stunden der Erholung regieren, gedeiht nur noch das Amüsement und nicht mehr das gutmütig-wichtige Narrentum, das dem Kölner Karneval zu seinem Weltruf verholfen hat. In einer Zeit, die täglich und nächtlich zu jeder Stunde ihre Vergnügungsbetriebe geöffnet hält, kann der Karneval auch nicht mehr die gewaltige Anziehungskraft haben, wie in einer solideren Vergangenheit, als die tollen Tage einige der wenigen Vergnügungsgelegenheiten des Jahres bildeten.

Wenn der Kölner Karneval nach außen hin noch seinen Glanz bewahrt, so nur deshalb, weil er längst zu einem geschäftlichen Nischenbetriebe geworden ist. Die Spekulanten auf das Karnevalsgeschäft suchen das „vaterstädtische Fest“ mit allen Mitteln der Reklame hochzuhalten. Die Wirte, die Bierbrauer, die Sektagenten, die Weinfabrikanten, die Saalbesitzer, die Zeitungsverleger und Buchdrucker, die Maskenfabrikanten und Modegeschäfte — ein bedeutender Teil des Wirtschaftslebens der Rheinmetropole ist am Karneval stark interessiert. Die Karnevalsedner, in früheren guten Tagen Söhne aus angesehenen Familien, die ehrenhalber lustige Reden aus der „Bütte“ hielten, sind längst bezahlte Komiker geworden. Diese Herren ziehen an jedem Sonntag während der Karnevalszeit von einer Karnevalssitzung zur anderen, um gegen einige Goldstücke überall wörtlich dieselbe Rede zu halten. Die Präsidenten der Karnevalsgesellschaften sind von derselben Qualität. Zu einem erheblichen Teil schiffbrüchige Existenzen, die ihre witzige Schlagfertigkeit gegen Geld und karnevalistische Ehren verkaufen. Nebenher streichen sie von Sekt- und Weintieferanten entsprechende Provisionen ein.

Geschäftsleute sind vorsichtig, und der Kölner Karneval ist daher recht zahm geworden. Weniger in sexueller Beziehung. Im heiligen Köln ist man nicht gerade prüde, auch wenn man nach toller Nacht vor der nächsten Kirchentüre reinig den Hut zieht oder fromm das Köpfchen neigt. Größere Schweinereien werden zwar für die „Herrensitzungen“ der Karnevalsgesellschaften aufgespart, aber auch in den „Damenkomitees“ und in den „Familiensitzungen“

bürgerlichen Presse doch manches hotversteckte Bösen mit. Viel, viel zahlreicher ist der heutige Karneval gegen die besten Objekte gesunder Satire: Behörden, Militär, Politiker. Das macht: auch der Karneval ist als echtes Kind des Bürgertums byzantinisch geworden. Höchstes Glück aller Karnevalisten ist es, wenn ihre Sitzungen vor recht vielen „Ehrengästen“, am liebsten in buntem Tuch, heimgesucht werden. Offiziere sind der gesuchteste Karnevalskartell, und jeder kleine Leutnant wird gefeiert wie der Held vieler Schlachten. Vor solchen Ehrengästen aber etwa über „Jobbern“ und den v. Forstner zu spotten — das geht nicht an. Auch die Bonner Vorurteile ziehen alljährlich in einer der ersten Gesellschaften in vollem Wids auf. Nimmer würden sie wiederkehren, wenn die Satire an einem Typ ihrer Sippe sich üben würde. In echte Tollheit geraten die Narren, wenn unter den sie besuchenden Vorursten ein leibhaftiger Prinz sich befindet — Hohenzollern und andere studieren ja in Bonn —, dann kriecht und leckt die Narrenscham um die Weite mit jedem Kriegerverein. Solcher Ehren muß sich natürlich der Karneval würdig erweisen, und daher wird alles Offizielle des Staates und der Gesellschaft höchstens mit der tolpatschigen Gutmütigkeit des Manegclowns glossiert.

Keine Schonung genießen dagegen große Bewegungen, über die der Stumpf sinn des Bierphilistens grinst. So kehren alljährlich blödsinnige Reden von maskierten Frauenrechtlerinnen wieder. In diesem Jahre war es Rosa Luxemburg, die die Maske hergeben mußte. In früheren Jahren wurde auch August Bebel in die „Bütte“ gestellt, wie die einem Weinpokal gleichende Rednertribüne heißt.

Nachdem wochenlang, vom 1. Januar an, durch karnevalistische Sitzungen, durch Maskenbälle und Pluten von Alkohol die nötige Massenstimmung erzeugt ist, brechen an den eigentlichen drei Karnevalstagen alle Dämme. Vom Sonntag über den Rosenmontag bis zum Aschermittwochmorgen ist Köln in allen Wirtschaften, in allen Cafés, auf Straßen und Plätzen ein einziger Maskenball, der in einem Sumpf von Alkohol und sexuellen Orgien tanzt. In jedem Jahre erhebt nachher die bürgerliche Presse ein fazenjammerliches Predigen über die zunehmende „Entartung des vaterstädtischen Festes“ und sinn auf „Reformen“. In solcher Stimmung ist man auf die wirklich karnevalistische Idee gekommen, durch die Schulkinder den Karneval reformieren zu lassen, indem man wochenlang vor dem Feste in den Schulen zotenfreie Lieder läßt. Selbstverständlich blieb trotzdem der Spruch in Geltung: Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.

Eine Gesundung des Kölner Karnevals ist unmöglich. Er kann nur noch existieren, wenn er während seines Regiments die reguläre Vergnügungskonkurrenz der sonstigen Zeit des Jahres überbietet. Er muß also den Gipfel der Gemeinheit erreichen, wenn er dem Vergnügungspöbel der Großstadt noch Reize bieten und auswärtigen Amüsementsmob heranlocken soll.

Nach alledem wird sich niemand darüber wundern, daß unser Kölner Parteiblatt mit diesem Karneval und seinen Vertretern auf dem Kriegsfuße lebt. Mangelnder Sinn für Humor und Satire ist nicht der Grund dafür, denn die „Rheinische Zeitung“ gibt selbst eine närrische Karnevalsummer heraus. Sie bekämpft das witzlos-byzantinische Geschäftskarnevalistentum, das es fertig bringt, wochenlang nahezu das ganze geistige und politische Leben der großen Stadt lahmzulegen und bis in die Kreise der Arbeiterbewegung hinein kulturverwüsten zu wirken.

Amerikanische Reiseskizzen.

Von Philipp Scheidemann.

Die Ueberfahrt.

Auf dem Vorderdeck geht es bewegt zu. Viele Hunderte von Zwischendeckern, zumeist Italiener und Polen, drängen sich hier auf engem Raum. Das weibliche Geschlecht ist in der großen Mehrheit. Die Zahl der Kinder ist ungeheuer groß. Hier und da sitzen junge Mütter, ihre Säuglinge stillend. Träumerisch schauen sie in die Ferne. Wird die neue Welt gewähren, was ihnen die alte versagt hat?

Je länger ich dem bunten Treiben zuschaue, um so leichter wird es mir, die Männer und Frauen nach ihrer Herkunft mit einiger Sicherheit festzustellen. Farbenfrohe scheinen sie alle zu sein, dafür sprechen die schreienden Farben ihrer mehr oder weniger phantastischen Kleidung. Zwei junge Mädchen, unerkennbar Deutsche, passen absolut nicht in das Bewußtsein hinein. Sie wirken direkt fiörend im Rahmen dieses Bildes. Alle bewegen sich anscheinend unaufhaltsam durcheinander wie die Steinchen im Kaleidoskop. Soeben sah ich den Kroaten mit dem feinsten Salzhering in der Faust noch an Bord, jetzt steht er schon auf der

... in eine ...
schmerzigen Art nicht beschreiben, denn sie würde zu ihm passen
wie die saftige Frucht in ihrer Hand zu dem Garaus, mit dem
er sich den Schnaubbart färbt.

Siegfried hat die Sonne ihren Weg durch die Wolken gebahnt
— alles „atmet im rosigen Licht“. Ein Wöhne hat seine Zieh-
harmonika aus dem Schlafräumen geholt und spielt zum Tanze auf.
Sei, wie der musikalische Quetschbeutel wirkt! Schon drehen sich
Jehn und mehr Paare im Takt oder besser gesagt: sie versuchen,
sich im Takte zu drehen.

Immer mehr der phantastischen Gestalten sind aus den schier
unergündlichen Wohnräumen des Zwischendecks nach oben ge-
kommen. Sie sperren den Tanzlustigen den Platz. So wandelt sich
die Polka ganz von selbst in einen komisch wirkenden Schiebetanz.
Die Paare suchen sich mühsam Platz zu schieben und zu wackeln.
Die Fröhlichkeit ist immer größer geworden. Es tanzten nicht nur
junge Männer mit gleichaltrigen Mädchen und Frauen, auch ältere
Semester tanzten zusammen. Hier hupfen zwei junge Mädchen mit-
einander, dort gleich zwei männliche Paare, die in überaus komisch
wirkender Tappigkeit nach alter Melodei Tänze aufführen, wie sie
niemals zuvor ein Auge geschaut hat.

Das alles spielt sich ab auf der „Spitze“ eines der herrlichsten
Schiffe, die der Norddeutsche Lloyd jeden Dienstag von Bremen
nach New York hebt, wo sie zumeist mit der Pünktlichkeit eines
Wäderzuges eintreffen.

Ganz hinten auf dem Schiffe haben sich die Passagiere der
zweiten Klasse häuslich niedergelassen. Das ganze Mittelschiff
durch alle Decks ist den Passagieren erster Klasse reserviert. Die
erste gemeinsame Mahlzeit an den Tischen mit fünf und sechs
Gedecken vermittelt die neuen Reisebekanntschaften. Ich hatte, wie
man zu sagen pflegt, „Schwein“. Ich war vom Obersteuermann einem
Tische zugeführt worden, an dem kein Freund von Traurigkeit zu
finden war. Der erste Krug war unser Präside.

Es war keineswegs vom ersten Tage an schön auf See gewesen.
Ganz und gar nicht. . . . Wir hatten die erste Nacht hinter uns
und fuhrten durch den Kanal, die englische Küste immer zur Rechten.
In Southampton konnte unser Schiff nicht vor Anker gehen, bevor
die „Olympic“, das Schwester Schiff der unglückseligen „Titanic“,
aus dem Hafen buggiert war.

Zwei Schlepper waren bemüht, unsere „Cäcilie“ zu drehen —
der eine drückte vorn rechts, der andere hinten links. Bei diesem
Manöver war dem hinten drückenden Tender eine starke Stahlrosse
über Bord gefallen, die von der Schraube unseres Schiffes bliz-
schnell aufgewickelt worden war. Nun war zunächst Holland in
Not. Es wurde ein Taucher zitiert, der nach stundenlangem Arbeit
die Trosse wieder abwickelte und uns frei machte für die Weiterfahrt.

War das wirklich ein unheilvollender Anfang, wie viele
befürchteten? Unser Kapitän wußte alle Bedenken zu zerstreuen
und eine Stunde später dachte niemand mehr an die Störung.
Noch in derselben Nacht legten wir vor der französischen Hafen-
stadt Cherbourg an, wo noch Passagiere, die fast ausnahmslos über
Paris kamen, an Bord genommen wurden. Unsere „Cäcilie“ blieb
weit draussen in See. Die Lichter Cherbourgs und der uns ent-
gegenfahrende Passagiertender mit seinen vielen Lichtern boten
einen entzückenden Anblick.

Nun gab es keine Station mehr bis New York. Nun ging's
hinein in den Atlantischen Ozean. Als ich am nächsten Morgen
erwachte, tanzte unsere „Cäcilie“ Tango, links herum und rechts
herum. Bald bäumte sie sich vorn, bald hinten auf. Ein gar
schauerliches Heulen schreckte die Aengstlichen auf, wenn das Boot
sich vorn so tief ins Wasser beugte, daß die Schrauben sich hinten
über dem Wasser drehen.

Auf dem Zwischendeck war keine Menschenseele zu erblicken.
Hin und wieder spielte eine ungeheure Woge über den Boden hin-
weg, auf dem später das schon geschilderte frohe „Gezitter der
Füße“ nach den Ratten der Harmonika zu schauen war. Und auf
den Promenadendecks lagen, lang ausgestreckt in bequemen
Lieggestühlen, die ersten Opfer der Seerkrankheit.

Zwei Tage hielt die „rauhe See“ an, dann aber wurde es
schön wie im Frühling, obgleich uns der Kalender sagte, daß nur
wenige Tage uns vom Oktober trennten. Am Bord herrschte
fröhliches Leben und Treiben. Für die Kajütpassagiere spielte die
Stewardkapelle auf dem festlich illuminierten Deck zum Tanze.
In den Gesellschaftsräumen spielten und sangen erste Opernsterne,
die Lorbeer geschmückt nach Amerika zurückzuführen oder dollarlüftern
in der neuen Welt ihre Börsen füllen wollten.

Ich hatte inzwischen das Schiff in allen seinen Teilen besichtigt
und bewundern können. Ganz unten schaffen die Heizer und
Bohlenzieher, als ob sie die Hölle zu heizen hätten. Ganz oben
walten die Marconi-Telegraphisten ihres verantwortlichen Amtes.
Sie streifen mir einen Reserverocher über den Kopf und lassen
mich mit anhören, was ein nahezu tausend Meilen entfernter
Ozeanriesen uns zutippte. Diese „Drahtlosen“ sind es auch, die die
telegraphischen Nachrichten auffangen, die täglich für die Passagiere
in einer besonderen Ozeanzzeitung an Bord gedruckt werden.

Von ferne sahen wir am siebenten Tage die ersten Wolken-
traher gen Himmel ragen. Von der berühmten Freiheitsstatue,
die die Franzosen den Amerikanern als Geschenk in den Hafen
gebaut haben, war noch nichts zu sehen.

Die Landung

Wir haben die Statue und alle übrigen mehr oder weniger
bekannten Sehenswürdigkeiten und Befestigungen im Hafen ge-
sehen. Aber weit vom Pier entfernt, liegt unser Steamer
plötzlich liegen. Die Quarantäneärzte kommen an Bord. Dann
wird die Post abgeliefert. Links und rechts legen Postschiffe an
unserer „Cäcilie“ an. Eine ganze Stunde lang werden dann un-
unterbrochen zahllose Säcke mit Briefen und Karten ausgeladen.
Ein ganzer Stab von deutschen Postbeamten hat während der
Ueberfahrt die deutsche Post vollständig sortiert. Einige amerika-
nische Postangestellte haben die Post für New York sogar schon
nach Bezirken und Straßen fix und fertig gemacht. Für mich ist
dieser Aufenthalt vor dem Hafen keine angenehme Erinnerung.
Denn mit den Postboien zugleich war ein ganzer Schwarm von
Zeitungsreportern gekommen. Fünf Menschen zugleich versuchten
mich bis aufs Hemde auszustragen.

Endlich konnten wir die riesige Hausanlage des North German
Lloyd deutlich in der Ferne erkennen. . . . In Bord ist alles in
sieberhafter Bewegung. Wir nähern uns dem Pier, und immer
deutlicher wird erkennbar, daß in den Landungshäusern Tausende
und Abertausende von Menschen sich befinden — im Parterre und
im Obergeschoß —, die jubelnd mit Tüchern, Hüten, Fahnen und
bunten Papierwedeln winken.

Immer näher kommen wir, und schon beginnen sich vereinzelt
Ankommende und Erwartende zu erkennen. Freudenschreie gellen
über das Wasser, Kinder werden emporgehalten — hier wie dort
Neben mir steht eine ältere Amerikanerin, die während der ganzen
Fahrt wie ein Eiszapfen einhertrottete; jetzt ist sie hochgradig
nervös geworden. Sie stampft mit den Füßen auf, winkt, klatscht
in die Hände und bekommt dann Schreitkämpfe vor Freude. Auf
dem Zwischendeck ist alles in „Gala“ angetreten; auch da überall
unverkennbare Erregung. O, daß sie alle das Glück finden möchten,
das sie daheim vergeblich gesucht.

Mit wahrhaft imponierender Ruhe thront über alle dem
Gesäure, Gejubil und Winken der Kapitän Pollak. Er gibt seine
Befehle mit einer so sicheren Bestimmtheit, daß es selbstverständlich
erscheint, wenn das Schiff den Befehlen gemäß seinen Riesenleib
bald so, bald so schwenkt, bis es der Länge nach an seinem Plaz
liegt.

Fünf Minuten später stand ich auf amerikanischem Boden,
herzlich begrüßt von vielen frohen Männern und Frauen. Das
Gepäck war schnell revidiert und nach dem Hotel dirigiert. Dann
ging es von Hoboken unter dem Hudson hindurch nach New York.

In New York.

New York ist jetzt die größte Stadt der Welt. Es hat London
an Einwohnerzahl längst überholt. Alles in allem soll Groß-New-
York jetzt neun Millionen Einwohner zählen. Sicherlich gibt es
keine zweite Stadt, in der sich ein solches Völkergemisch findet wie
hier. In dieser einzigartigen Stadt werden täglich Zeitungen
in 86 verschiedenen Sprachen gedruckt.

Schier endlos scheint die Stadt zu sein, und doch kann man sich
sehr schnell darin zurechtfinden. Da gibt es keine der reizenden,
schiefen und buckligen Gassen, die unsere alten deutschen Städte
so traulich und gemütlich machen. Wie mit einem Linial gezogen
gehen die Avenuen schnurstracks der Länge nach durch die ganze
Stadt. Und quer laufen in gleichen Abständen voneinander die
Straßen. Da auch die Hausnummerierung stets von derselben Seite
beginnt, so ist man in New York, wie in fast allen amerikanischen
Städten, schnell in der Lage, sich zu orientieren.

Ob New York eine schöne Stadt ist? Das kommt darauf an,
von welcher Seite man sie betrachtet. Interessant ist sie überall.
Es gibt ganze Stadtteile, die geradezu trostlos sind: die ganze
Straßenbreite ist da bedacht von der Hochbahn, sodas das Pflaster
niemals von einem Sonnenstrahl getroffen wird. Das Juden-
viertel ist abscheulich schmutzig, das Chinesenquartier nicht geheuer.

An der Brooklynbrücke, einer imposanten Hängebrücke, die
New York mit Brooklyn verbindet, stauen sich die Menschen zu be-
stimmten Tageszeiten in solchen Massen, daß man sich erkaunt
fragen muß: wie soll der Knäuel sich überhaupt wieder lösen?
Die bedeutsamste Verkehrs- und Geschäftsstraße ist der dreißig
englische Meilen lange Broadway, die schönste der Straßen ist die
fünfte Avenue. Da wohnen die bekanntesten Milliardäre in prunk-
vollen Palästen. Da befinden sich die vornehmsten Läden. Da jagt
ein Luxusauto das andere, und ein Gespann erscheint immer vor-
nehmer als das vorausgefahren. Die Perle der Stadt ist der Zen-
tralpark, in dem zwischen wichtigen Felsen prachtvolle alte Bäume
Schatten spenden. Zu vielen Hunderten wimmeln da alte und
junge Regentinnen herum, sorgsam die ihnen anvertrauten Kleinen
hütend. Auf allen Wegen und Bänken spielen reizende, vollkom-
men zahme graue Eichhähchen.

Eine Straße, deren Anblick einen Europäer, der soeben ins
Land gekommen, vollkommen befriedigt, kann man lange suchen in
New York. Interessante und schöne Häuser gibt es in Hülle und
Fülle, aber die Straßen? Da steht ein wunderbarer Kolossalbau
an der Ecke, er mag 12 Stadwerke hoch sein; nebenan steht eine
elende Pachtsteinkiste von zwei Stock. Dann kommt ein moderner
Wolkenkratzer von fast dreißig Stockwerken; nebenan steht eine go-
tische Kirche, der eine ältere Mietskasernen angeklebt ist. So wech-
seln in häßlicher Folge die Häuser.

Am ersten Tage meiner Anwesenheit in New York war es mir beim Anblick der Straßen, als ob ich einen heftigen Schlag ins Gesicht bekäme. Ueberrascht hat mich die Schönheit mancher Wolkenkratzer. Der neueste und zugleich größte der Welt steht nahe bei City Hall (dem Rathaus) — keine fünf Minuten von der Druckerei der New Yorker Volkszeitung entfernt —, das sogenannte Woolworth Building. Dieses Haus strebt mit seinen fünfundfünfzig Stockwerken gen Himmel wie ein architektonisches Gedicht. Seine Gliederung ist von entzückender Schönheit. Nur wenige Fremde werden der Versuchung widerstehen können, dem Gipfel zuzustreben.

Mit fabelhafter Geschwindigkeit kann man nach oben befördert werden. In einem marmorstropfenden Vestibül befinden sich acht- und zwanzig Fahrstühle mit genauer Angabe ihrer Stationen. Da heißt es z. B.: „Lokalität, hält an jeder Etage“; „hält an jeder dritten Etage“; „hält an jeder zehnten Etage“ usw. Ich springe in den Lift mit der Aufschrift: „hält erst am 50. Stockwerk“.

Wie aus einer Pistole geschossen gelangt man nach oben. Man steigt eigentlich nur ein und aus, so sie geht der Expresszug. Die Aussicht ist von überraschender Schönheit und Reichhaltigkeit. Man überblickt ganz New York und den Hudson. Man blickt weit hinaus über den Atlantischen Ozean und überblickt die gesamten Häfen. Man sieht die Streetcars eilen und die Hochbahnen jagen; auf dem Wasser schießen die Boote scheinbar wüst durcheinander. . . . Wenn man dann tief unter sich das Singer Building sieht, das vereinst das höchste Gebäude der Welt gewesen, dann fragt man sich: Wie weit soll hier eigentlich dem Himmel noch entgegen gebaut werden? Das Singer Building ist 612, das Woolworthgebäude aber 780 Fuß hoch. Uebrigens sieht das Singer Building abends, wenn seine Kuppel elektrisch beleuchtet ist, geradezu feenhaft aus.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die obersten Stockwerke der Wolkenkratzer immer zuerst vermietet werden. Dort oben gibt es nämlich keine Moskitos. (Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Das verstärkte Fest.

Alle Uhren wurden angehalten.
Nie mehr werde Tag! hieß die Parole
in dem Saal, der voller Spulgestalten
schwamm im starken Duft der Nachtviole.

Und die Zeit stand still in Uhrgehäusen.
Und phantastisch — ohne Augenlider! —
hingen Tausende von Fledermäusen
— Kopf nach unten — als Girlanden nieder.

Baub'rer, Teufel, Wichte und Demuren!
Goldner Selt gefror im Silberlühler.
Aus der Damen lupfernen Frisuren
streckten Nachtsinselfen Niesensühler.

— Blöcklich sprangen Tor und Tür entriegelt
Und — wie graute da den Nachtgespenstern —
von den Porphyrräulen abgespiegelt
glomm ein rosa Licht in allen Fenstern.

Und herein trat — tauig frisch die Wangen,
deren Karmin sich noch erhöhte,
als sie spürte, wie sie hier empfangen! —
eine Hulbgestalt: die Morgenröte.

Viele Kohn, unennbar eingeschlichtert,
mit den Stirnen fast im Staub dankeder.
Selbst der Trunkenste schien sich ernstlichtert.
— Tag ward. — Und die Uhren gingen wieder.

Heinrich Lautensack.
(Licht und Schatten.)

Astronomisches.

Wie weit die Sonne ab? Die Frage, ob Umfang und Leuchtkraft unseres Tagesgestirns sich nicht im Laufe der Jahrtausende verringern, hat die astronomische Wissenschaft schon mehrfach beschäftigt: nun versucht der Astronom Jean Bossler in der Zeitschrift Radium nachzuweisen, daß dies in der Tat der Fall sei und daß unsere Kenntnis der Naturkräfte uns zwingt, eine stetig fortschreitende Abnahme oder Verkleinerung des Sonnenballes anzunehmen. Jeder Körper, der Energien ausstrahlt, opfert dabei einen Teil seiner Masse, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Natur für die Sonne ein Ausnahmegesetz stabilisiert habe. Nach den Berechnungen Bosslers soll die Sonne jährlich um ein 80 Millionenstel der Erdgröße kleiner werden. Mit der Abnahme der Materie aber muß nothgedungen auch die Schwerkraft bzw. die Anziehungskraft des Sonnengestirns abnehmen, was zur Folge hätte, daß die Dauer des astronomischen Jahres zunimmt. Bossler

berechnet nun, daß dies in der Tat der Fall ist, und zwar nimmt das astronomische Jahr im Verlaufe von einer Million Jahre um — 6 Sekunden zu.

Diese Hypothese stützt sich auf eine logisch theoretische Beweisführung und kann einstweilen durch unmittelbare Beobachtung nicht bestätigt werden, weil unsere heutigen Instrumente nicht im entferntesten ausreichen, um so geringfügige Veränderungen, die sich im Laufe von Millionen von Jahren vollziehen, zu registrieren. Ein indirekter Beweis aber ließe sich durch die genaue Beobachtung näher liegender Gestirne von höchster Temperatur erbringen, denn hier können wir wahrscheinlich bereits schon heute mit unseren Instrumenten die Umfangsveränderungen nachprüfen. Mit dieser Arbeit ist Bossler zurzeit beschäftigt.

Volkskunde.

Hühner-Fastnacht. Ein drohliches Kapitel des Volksaberglaubens bilden die vielen wunderlichen Regeln, deren Beachtung der Hühnerhaltenden Hausfrau ans Herz gelegt wird. Namentlich an den Fastnachtsstermin knüpfen sich allerlei geheimnisvolle, das Federvieh betreffende Ratschläge, die auf dem Lande in aller Stille noch mancherorts geübt werden. Man soll es nämlich an diesem Tage in der Nacht haben, sein Hühnervolk das ganze Jahr vor Fuchs und Habicht zu schützen. Im Schwärzwald z. B. vertreibt man einiges Fastengebäd in einer Hede als freiwillige Opferpende an Meister Meineke, der dafür auf den Geflügelschmaus verzichten soll. Anderswo gibt man wiederum den Mat, zu Fastnacht vor Sonnenaufgang einen Pflod recht laut und lärmend vor dem Hühnerstall einzuschlagen. Soweit der Schall zu vernehmen ist, so weit im Umkreis sind dann die Insassen des Stalles vor dem Fuchs sicher. Einen zuverlässigen Schutz vor dem Habicht dagegen verschafft man den Hühnern auf folgende Weise: Jedes Familienmitglied heßt beim Fastnachtsessen ein wenig von seiner Speise auf, auch die Knochen bewahrt man für den folgenden Tag. An diesem füttert man nun das Federvieh mit den Speiseresten, die Knochen aber streut man rings um das Gehöft — und zwar in einem recht weiten Kreise, denn dieser Kreis ist das Schutzgebiet, innerhalb dessen Grenzen der Räuber dem Hühnervolk nichts anhaben kann.

Ein anderer Brauch, dessen Uebung bezweckt, die Hühner häuslich zu machen und sie ans eigene Gehöft zu bannen, besteht darin, daß man sie am Fastnachtsmorgen vor Sonnenaufgang in einen Kreis lockt, den man durch eine ringförmig geklegte Kette gebildet hat, und sie nun mit sämtlichen Speisen füttert, die im Hause zu haben sind. Auch allerlei Verbote werden zu Fastnacht von der abergläubischen Hühnerzüchterin beobachtet. Sie darf z. B. an diesem Tage nicht an den Brunnen gehen, weil die Hühner sonst die Eier verschleppen werden. Ja, wenn sie überhaupt Eier von ihnen erwarten will, darf sie zu Fastnacht auch nichts nähern oder striden. Besonders gefährlich aber ist es, die Hühner am bewußten Tage „Putt, Putt“ anzurufen oder sie überhaupt nur zu nennen. Dadurch wüßte man die Tiere geradezu an ihren Erzfeind verraten, an den Fuchs.

Technisches.

Wästenwagen und Winterauto. Es ist ganz begreiflich, daß die Möglichkeit, auch Gefährte zu Lande mit Luftschrauben vorwärts zu bewegen, keine rechten Fortschritte hat machen wollen. Wenn man sich daran erinnert, welche Unglücksfälle dadurch geschehen sind, daß die Luftschraube eines gelandeten oder zu tief stiegenden Luftzeugs in den Bereich von Menschen kam, so erscheint es im höchsten Grade bedenklich, die Luftschraube sogar als anerkanntes Betriebsmittel auf die Erdoberfläche verpflanzen zu wollen. Dennoch weiß die „Deutsche Luftfahrer-Zeitschrift“ zu berichten, daß die Luftschraube für Wagen und Schlitten neuerdings mehr in Aufnahme gekommen ist.

Allerdings sind es auch nur besondere Verhältnisse, in denen man die Ausstattung von Kraftwagen mit einem Propeller versucht hat. So hatte die französische Heeresverwaltung einen leicht gebauten Personenvagen dieser Art für den Schnellverkehr in den Wästen Algiers erprobt, und jetzt ist sie auch dazu übergegangen, Winterautos mit Luftschrauben einzuführen. Es ist namentlich nicht zu bestreiten, daß dies Betriebsmittel für die Fortbewegung auf Schnee und losem Sand jedes andere übertrifft. Selbstverständlich hat man aber erst lernen müssen, wie die Luftschraube zu Lande am besten zur Wirkung zu bringen ist.

Der französische Wästenwagen war noch ein sehr leichtes Gefährt, während das neue Winterauto schon viel gewichtiger ist. Die Luftschraube mit sechs Flügeln befindet sich auf der Hinterseite des Wagens und wird vom Motor aus mit einer durchgehenden Welle und einem Kettenrad angetrieben. Die Flügel können einzeln herausgenommen werden. Mit allen sechs Flügeln wurde eine Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde auf Schnee erzielt, obgleich der Wagen Näder besaß und nicht etwa Schlittenkufen.

Ein wesentlichlicher Vorzug des Luftschraubenantriebes liegt auch in der bedeutenden Verbilligung der Laufkosten. Legrain hat auch einen richtigen Motorschlitten mit Luftschraube gebaut und mit ihm eine gleich hohe Geschwindigkeit erreicht. Bei diesem Motorschlitten sitzt die Schraube vorn. Als Rufen dienen einfache Schneeschuhe, die zu je zwei und hinten zu drei zusammengefaßt sind.